
Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte
Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris
(Institut historique allemand)
Band 20/3 (1993)

DOI: 10.11588/fr.1993.3.58447

Rechtshinweis

Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.

RAINER LAHME

INTEGRATIONSFIGUR ODER REPRÄSENTANT DEUTSCHER HYBRIS?

Der umstrittene Ort Kaiser Wilhelms II. in der deutschen Geschichte*

Noch 1987 beklagte John C.G. RÖHL den Umstand, daß die in der Bundesrepublik dominierende Forschungsrichtung die Geschichte des Kaiserreichs ohne den Kaiser zu schreiben versuche. Mehrere Neuerscheinungen bemühen sich, diese schmerzliche Lücke auf unterschiedliche Weise zu schließen. Lamar CECIL hat den ersten Band einer gründlich und solide gearbeiteten Biographie vorgelegt, die sich ganz auf die Person des Kaisers konzentriert¹. Ob es überhaupt möglich ist, die Persönlichkeit Wilhelms II. ohne die Einbeziehung der Geschichte des Kaiserreiches zu verstehen, wird von CECIL nicht diskutiert. Seine Darstellung beruht auf der Auswertung umfangreicher Archivalien und einer gründlichen Kenntnis der Fachliteratur.

CECIL geht im wesentlichen chronologisch vor. Er beschreibt Kindheit und Jugend des Prinzen im Spannungsfeld zwischen konservativen und liberalen, englischen und preußischen, elterlichen und großelterlichen Einflüssen. In seiner Schilderung des »Dreikaiserjahres« 1888 und des anschließenden Machtkampfes zwischen Wilhelm II. und Bismarck folgt CECIL der bisherigen Forschung und seiner Neigung, Politik mitunter auf die Darstellung der Beziehungen von führenden Persönlichkeiten zu reduzieren. Dabei wäre es von Interesse gewesen, einmal der Frage nachzuspüren, ob Wilhelm II. nicht versucht hat, Bismarcks langjährige Rolle eines unverzichtbaren Mittlers zwischen den divergierenden Interessengruppen des Reiches zu übernehmen und damit auch eine neue Rolle für das Kaisertum der Hohenzollern zu finden. Die sozialpolitischen Initiativen des Kaisers zu Beginn seiner Regierungszeit mögen in diese Richtung deuten. Vieles von dem, was CECIL über den »Neuen Kurs« der Caprivi-Zeit, die Politik Hohenlohes und die personalpolitischen Entscheidungen des Kaisers bis 1897 schildert, war der Forschung bereits bekannt. CECIL plädiert dafür, das Jahr 1897 nicht als den Beginn des »persönlichen Regiments« anzusehen und den Begriff mit der gebotenen Vorsicht zu verwenden. Von den bis 1900 unter Wilhelm II. amtierenden Reichskanzlern habe es vor allem der oftmals unterschätzte Hohenlohe verstanden, seine Absichten gegenüber dem Monarchen durchzusetzen bzw. die mitunter eigenwilligen politischen Projekte des Kaisers aufzuhalten und damit krisenhafte Zuspitzungen zu vermeiden.

CECIL durchbricht sodann seine chronologische Vorgehensweise, um die deutsch-britischen

* Zugleich Besprechung von Lamar CECIL, *Wilhelm II. Prince and Emperor, 1859–1900*, Chapel Hill, London (The University of North Carolina Press) 1989, 463 S.; John C.G. RÖHL, *Wilhelm II. Die Jugend des Kaisers 1859–1888*, München (C.H. Beck) 1993, 980 S.; Willibald GUTSCHE, *Wilhelm II. Der letzte Kaiser des Deutschen Reiches. Eine Biographie*, Berlin (Deutscher Verlag der Wissenschaften) 1992, 260 S., 61 Abb.; Franz HERRE, *Wilhelm II. Monarch zwischen den Zeiten*, Köln (Kiepenheuer & Witsch) 1993, 370 S.; John C.G. RÖHL unter Mitarbeit von Elisabeth MÜLLER-LUCKNER (Hg.), *Der Ort Kaiser Wilhelms II. in der deutschen Geschichte*, München (Oldenbourg) 1991, 366 S. (Schriften des Historischen Kollegs, Kolloquien 17) sowie Willibald GUTSCHE, *Ein Kaiser im Exil. Der letzte deutsche Kaiser Wilhelm II. in Holland. Eine kritische Biographie*, Marburg (Hitzeroth) 1991, 277 S.

1 Lamar CECIL, *Wilhelm II. Prince and Emperor, 1859–1900*, Chapel Hill, London 1989, hier S. XIII.

Beziehungen von 1888 bis 1900 nachzuzeichnen. Die Persönlichkeit Wilhelms II. und Fragen der deutschen Außenpolitik gehen gerade in diesem Bereich eine untrennbare Verbindung ein. Der Kaiser, so CECIL, habe seine Bewunderung für England niemals verloren, zugleich aber vehement darauf bestanden, durch das britische Königshaus in seiner gleichrangigen Würde anerkannt und nicht von Königin Victoria wie ein mitunter »unartiger« Verwandter behandelt zu werden. Die fast pathologische Züge annehmende Sorge Wilhelms II., im persönlichen Leben und auf der Bühne der internationalen Politik nicht »ernstgenommen« zu werden², lag demnach auch der Forderung nach der Gleichrangigkeit Deutschlands mit der britischen Weltmacht zugrunde. Diesen Wunsch durchzusetzen, war aber, so die Analyse des Monarchen, aufgrund der Entwicklung der deutsch-britischen Beziehungen zwischen 1890 und 1895 nur dann möglich, wenn das Deutsche Reich über eine eigene schlagkräftige Flotte verfügte und sein Verhandlungsgewicht gegenüber England damit nachhaltig verstärkte. Der Aufbau der Flotte erfolgte demnach unter außenpolitischen Gesichtspunkten; als ein innenpolitisches Integrationsmittel habe der Kaiser die Flotte sicherlich nicht gesehen³. Zu welchen Verwerfungen dieser deutsche Anspruch auf Gleichberechtigung im internationalen Staatensystem führte, wird dann sicherlich ein Gegenstand des zweiten Bandes sein.

CECILS vernichtendes Urteil über die schon in frühen Jahren erkennbar werdenden Charaktereigenschaften Wilhelms II. wird in der monumentalen Studie John J.G. RÖHLS über die Jugend des Kaisers voll bestätigt⁴. Das Überspringen einer ganzen Generation und die Thronbesteigung des unreifen, politisch mitunter naiven Wilhelm im Schicksalsjahr 1888 war RÖHL zufolge nicht nur für die deutsche, sondern auch für die europäische Geschichte ein Verhängnis. Wilhelm II. repräsentiert für den britischen Historiker alle Tendenzen, die er an Preußen/Deutschland verachtet: Antiparlamentarismus, Antisemitismus, Militarismus. Beruhend auf einer umfassenden Auswertung aller zur Verfügung stehenden Archivalien entfaltet RÖHL in epischer Breite und gut lesbar das Familiendrama der Hohenzollern seit der Geburt des jungen Prinzen. Geradezu detailbesessen schildert der Autor die Jugendjahre des künftigen Kaisers, der seit dem Tag einer für Mutter und Kind traumatischen Geburt den Erwartungen seiner überaus ambitionierten Mutter, der Kronprinzessin Victoria, nicht gerecht werden konnte. Eine schwere Persönlichkeitsstörung des jungen Prinzen war die Folge. Kindheit, Erziehung, Schul- und Studienjahre in Kassel und Bonn waren für den Prinzen und das Kronprinzenpaar lediglich Stationen einer sich bis zum Haß steigenden Entfremdung. Immer offenkundiger rebellierte der Prinz vor allem gegen die liberalen und pro-englischen Überzeugungen seiner Mutter. Victoria hingegen beobachtete mit Bestürzung, wie Geltungsbedürfnis, Egoismus, Unbelehrbarkeit, Sprunghaftigkeit, Gefühlskälte und Herrschsucht bei ihrem Sohn immer mehr hervortraten.

Bedingt durch seine Quellenbasis schildert RÖHL diese dramatische Entwicklung überwiegend aus der Perspektive der Kronprinzessin. Fast glaubt man, Victoria zu hören, wenn er nahezu pathetisch verkündet, daß eine Abdankung Wilhelms I. während der preußischen Verfassungskrise die deutsche Geschichte vor künftigen Fehlentwicklungen, d. h. dem deutschen Sonderweg, bewahrt hätte. »Wie anders wäre die deutsche, die europäische und die Weltgeschichte verlaufen, wenn es tatsächlich in den 1860er Jahren zu der Thronbesteigung des Prinzen Friedrich Wilhelm und seiner englisch-coburgischen Frau gekommen wäre!«⁵ RÖHLS Werk wird zeitweilig zu einer Doppelbiographie, in deren Mittelpunkt die hochfliegenden Pläne Victorias stehen, Preußen/Deutschland nach dem englischen Vorbild zu gestalten. Die Tragödie Friedrichs III. nimmt daher in einer Biographie über Wilhelm II. einen zu weiten Raum ein. RÖHL gelingt es auch kaum, Sympathie für den Knaben zu empfinden, der

2 Ebd., S. 273.

3 Ebd., S. 299.

4 John C.G. RÖHL, Wilhelm II. Die Jugend des Kaisers 1859–1888, München 1993.

5 Ebd., S. 100.

von den Eltern einer quälenden körperlichen und geistigen Erziehung ausgesetzt wurde. Das von dem jungen Prinzen geschätzte Leben im Kreis »seiner« Soldaten in Potsdam wird eher am Rande behandelt, obgleich es dem späteren Kaiser prägende Eindrücke vermittelte. Die von RÖHL gewählte Perspektive verstellt daher mitunter den Zugang zur Vorstellungswelt des jungen Prinzen, der in einer politisch so bewegten Zeit heranwächst. Überhaupt fällt es auf, daß sich RÖHL mit einer Interpretation und Analyse der Zeitumstände zurückhält. Die Stärke der Biographie liegt ohne Zweifel in der Präsentation der Quellen sowie den intimen Kenntnissen des Autors über alle Vorgänge in der mit dem europäischen Adel vielfach verbundenen Hohenzollernfamilie. RÖHLs Beurteilung der innen- und außenpolitischen Verhältnisse wird gleichfalls stark durch seine Quellenfunde bestimmt. So scheint es mitunter, daß nicht Bismarck, sondern der umtriebige und Wilhelm stark beeinflussende Waldersee die deutsche Politik bestimmt habe, dessen Tagebuch der Autor aus den Archiven zum Teil neu erschlossen und der Forschung zugänglich gemacht hat. Alles in allem gilt es festzuhalten, daß mit der Darstellung der Jugendjahre Wilhelms eine beachtliche Forschungsleistung vorliegt, die den Leser mit Spannung auf die Fortsetzung warten läßt.

Problematisch erweist sich der Anspruch Willibald GUTSCHES, auf 260 Seiten eine Gesamtbioographie Wilhelms II. zu präsentieren. Dabei ist dem einleitenden Plädoyer des Autors durchaus zuzustimmen, die Geschichte des Kaiserreiches könne weder ohne eine angemessene Berücksichtigung der Persönlichkeit des Monarchen geschrieben werden, noch sei es sinnvoll, die gesamtgesellschaftliche Entwicklung auszuklammern und sich nahezu ausschließlich auf ein Geflecht von persönlichen Beziehungen zu konzentrieren⁶. Was folgt, ist aber weniger eine Biographie als vielmehr eine Anklageschrift mit dem Historiker in der Rolle des Staatsanwaltes und Richters. Differenzierungen, Nuancen und Grautöne, die eigentlich das Metier des Historikers ausmachen sollten, kommen kaum mehr vor. Die vorgefaßte Überzeugung des Autors, daß positive Entwicklungen im Kaiserreich allein auf das Wirken der Sozialdemokraten und Gewerkschaften zurückzuführen sind⁷, alle übrigen gesellschaftlichen Gruppierungen mit dem Kaiser an der Spitze als reaktionäre und ultrakonservative Kräfte zu bewerten sind, verstellt ihm den Blick auf eine doch vielschichtigere Realität.

An seinem vernichtenden Urteil über Persönlichkeit sowie Innen- und Außenpolitik des Kaisers läßt GUTSCHE keinerlei Zweifel aufkommen. Die in großer Anzahl vorhandenen markigen Aussprüche des Kaisers, denen allerdings in der Regel keineswegs entsprechende Taten folgten, bilden das Grundgerüst für die Philippika. Dazu gehört aber auch der bisweilen akribische Nachweis über die Vermögensverhältnisse des Kaisers und Gedanken über seinen unangemessen hohen »Stundenlohn«, den der Autor eigenständig errechnet hat⁸. In seiner chronologisch vorgehenden Betrachtung stützt sich GUTSCHE neben einigen archivalischen Funden vor allem auf die Forschung in der ehemaligen DDR, während wichtige neuere Arbeiten westdeutscher Historiker ignoriert werden⁹. GUTSCHES Monographie stimmt daher nachdenklich. Sie gibt einerseits einen Einblick in das Geschichtsverständnis der ehemaligen ostdeutschen Historiker, zeigt andererseits aber auch, wie schwierig es ist, sich von der Gewohnheit zu trennen, die Historie in den Dienst einer Weltanschauung zu stellen. Die Gerechtigkeit gegenüber der Vergangenheit bleibt dabei nur allzu leicht auf der Strecke.

Wilhelm II. vor dem Hintergrund seiner bewegten Zeit zu porträtieren, dabei die Balance

6 Willibald GUTSCHE, Wilhelm II. Der letzte Kaiser des Deutschen Reiches. Eine Biographie, Berlin 1992, hier S. 10f. und S. 67.

7 Heftige Angriffe, die einem Propagandabeitrag der SED entstammen könnten, richtet Gutsche allerdings gegen die Führung der Sozialdemokraten im Zusammenhang mit der Bewilligung der Kriegskredite. Vgl. S. 173.

8 Ebd., S. 144.

9 Problematisch ist es, wenn Gutsche etwa im Zusammenhang mit der Militärvorlage von 1892/93 davon spricht, Caprivi habe einen Präventivkrieg vorbereiten wollen, für diese weitreichende Aussage allerdings keinen Beleg aus den Quellen anführt. Vgl. dazu S. 74.

zwischen Kritik und einfühlendem Verständnis nicht zu verlieren, diese schwierige Aufgabe löst Franz HERRE in seiner lesenswerten Gesamtbiographie weitaus besser ein¹⁰. Der Autor verbindet historischen Spürsinn mit der Fähigkeit, durch die Schilderung des auf den ersten Blick eher Anekdotischen dem Leser eine lebendige Vorstellung der Vergangenheit zu vermitteln, Geschichte und die sie gestaltenden Personen erzählend aufzuarbeiten, ohne auf ein Urteil zu verzichten. Als Monarch zwischen den Zeiten versteht HERRE Wilhelm II., der in einer Epoche rapiden Wandels, als sich Deutschland geradezu sprunghaft zu einem modernen Industrie- und Machtstaat entwickelte, vergeblich versucht habe, entweder durch den Rückgriff auf die Tradition oder durch die Anpassung an den herrschenden imperialen Zeitgeist einen sicheren Standort für die Krone zu bewahren. Zeitweilig sei ihm dies auch durchaus gelungen, um die Jahrhundertwende sei Wilhelm II. ein populärer Monarch gewesen.

Inwieweit Wilhelms unsicherer Spagat zwischen seinem mitunter groteske Züge annehmenden Pochen auf einem überkommenen Gottesgnadentum und einem cäsaristisch angehauchten Populismus mit dem Monarchen in der Rolle eines großen »Schauspielers« von Anfang an zum Scheitern verurteilt war, vermag HERRE nicht eindeutig zu beantworten. Im Kern geht es darum, ob der deutsche Konstitutionalismus wilhelminischer Prägung eine Zukunftsperspektive besaß und erst durch die äußere Niederlage im 1. Weltkrieg unterging, oder ob dem deutschen Eigenweg in die Moderne von vornherein Aussichtslosigkeit bescheinigt werden muß. HERRE neigt wohl der letzten Alternative zu, spricht er doch davon, daß auch Deutschland sich unaufhaltsam auf dem Weg zu einem »nationalen Verfassungsstaat«¹¹ nach französischem und englischen Vorbild befunden habe. Andererseits weist er aber auch darauf hin, daß Wilhelm es verstanden habe, ein Image als »Promotor der Moderne«¹² aufzubauen und Bevölkerung und Monarch in der Auffassung übereinstimmten, Wilhelm II. führe das Land »herrliche(n) Zeiten«¹³ entgegen. Ungeachtet dieser Widersprüche in der Argumentation, die aber nur ein Spiegelbild der schillernden und schwer zu begreifenden Politik Wilhelms II. sind, hat HERRE eine anregende und um historische Gerechtigkeit bemühte Biographie über den letzten Hohenzollernkaiser vorgelegt, der oftmals »martialischer zu reden beliebte als zu handeln gedachte«¹⁴.

Gewinnbringend für die Forschung sind auch einige der Beiträge in dem von John C.G. RÖHL edierten Sammelband¹⁵. So plädiert Isabel V. HULL einleitend dafür, den Begriff des »persönlichen Regiments« als Beschreibung des Regierungssystems Wilhelms II. auch weiterhin zu verwenden. Sie sieht darin allerdings nicht das Bemühen, an eine absolutistische Regierungsweise anzuknüpfen, sondern vielmehr den Versuch, unter den Bedingungen des Massenzeitalters eine Rolle für die Monarchie zu behaupten. Demnach definiert sie das »persönliche Regiment« als eine »Regierungsform der Moderne«¹⁶, ja erscheint Wilhelm II. in der Rolle eines politischen Vermittlers zwischen den unterschiedlichen gesellschaftlichen Kräften, dessen Politik in vielen Bereichen (Marine, Weltpolitik, Antisozialismus, Abbau der Vorteile der Agrarier) eine bürgerliche gewesen sei. Im »persönlichen Regiment« sieht sie eine »Art Bürgerkönigtum ohne Plebiszite«¹⁷, eine Aussage, die auch im Hinblick auf die Diskussion über den deutschen Sonderweg neue Anregungen vermittelt. In gewisser Hinsicht hatte Wilhelm II. demnach die Rolle Bismarcks übernommen. Allerdings war der

10 Franz HERRE, Wilhelm II. Monarch zwischen den Zeiten, Köln 1993.

11 Ebd., S. 133.

12 Ebd., S. 138.

13 Ebd., S. 137.

14 Ebd., S. 119.

15 John C.G. RÖHL unter Mitarbeit von Elisabeth MÜLLER-LUCKNER (Hg.), Der Ort Kaiser Wilhelms II. in der deutschen Geschichte, München 1991.

16 Isabel V. HULL, »Persönliches Regiment«, in RÖHL (wie Anm. 15) S. 3–23, hier S. 23.

17 Ebd., S. 21.

Kaiser aufgrund seiner Persönlichkeit häufig nicht in der Lage, diese unter Umständen auch andere Personen schlichtweg überfordernde Funktion auch tatsächlich auszufüllen. Dies galt beispielsweise nicht erst seit 1914 für seine Aufgaben als »Oberster Kriegsherr«, wie Wilhelm DEIST ausführt¹⁸. Zu einer einheitlichen strategischen Planung ist es vor dem Kriegsausbruch von 1914 erst gar nicht gekommen, ja selbst die Direktiven des Kaisers nach dem sogenannten »Kriegsrat« vom 8. Dezember 1912 wurden von den dafür Verantwortlichen zum Teil unterlaufen. Dies alles bedeutete allerdings nicht, so DEIST, daß der »Schattenkaiser« bereits zu einer politischen Randfigur ohne Einfluß geworden sei. Vielmehr habe das »persönliche Versagen Wilhelms II.«¹⁹ die Basis seiner Herrschaft nur allmählich untergraben, da das Kaisertum in der Bevölkerung stark verankert gewesen sei.

Die »Modernität« des Kaisertums Wilhelms II. beleuchtet unter anderem ein Vergleich mit dem Regierungsstil Franz Josephs I., den Fritz FELLNER anstellt²⁰. Dieser Befund wird gestützt durch die Ausführungen von Christian SIMON über das Verhältnis des Monarchen zur Wissenschaft²¹. Allem Anschein nach ist es dem Kaiser wenigstens zum Teil gelungen, die Rolle einer über den gesellschaftlichen Gruppen stehenden Integrationsfigur auszufüllen. Darauf deuten die Beobachtungen Hartmut POGGE VON STRANDMANNs in seinem anregenden Beitrag über das Verhältnis des Kaisers zu den Industriellen²². Der Monarch sah in der Stärke der Industrie eine Voraussetzung für die Machtentfaltung des Reiches und förderte daher demonstrativ die Industrialisierung, indem er sich »viel mehr zeigte und gesehen wurde als die anderen gekrönten Häupter Europas«²³, etwa bei Stapelläufen, Einweihung von Kanälen, Brücken, der Inbetriebnahme von Bahnhöfen sowie bei Industrieausstellungen. Auch durch die Anknüpfung persönlicher Beziehungen, wie etwa zu Krupp, wurde der Monarch zu einem »Integrationsfaktor zwischen den aufstrebenden Industriellen und dem Adel...«²⁴. Daß der Kaiser bei Teilen des Bürgertums und der Arbeiterschaft durchaus populär war²⁵, bestätigen auch die Ausführungen von Marina CATTARUZZA²⁶. Wenngleich der Aufstieg der SPD die Grenzen der Bemühungen der Krone verdeutlicht, die Arbeiterschaft als gleichberechtigten Stand in das politische System des Kaiserreichs einzugliedern, so spricht die Auffassung der Autorin, daß es selbst in der SPD kaum eine »prinzipielle Ablehnung der Monarchie« gegeben habe²⁷, doch für die Vermutung, daß das Kaiserreich vor 1914 durchaus innenpolitisch stabil war und sich keineswegs inmitten einer nicht mehr zu bewältigenden Krise befand. Der Verfall des Kaisergedankens, so Bernd SÖSEMANN, erfolgte erst während des Krieges und vor allem seit dem Sommer 1917²⁸. Als Symbolgestalt für das durch den Kriegsverlauf diskreditierte alte »System« konzentrierte sich die geballte Kritik auf den Monarchen, der nun auch für die Versäumnisse von Regierung, Militär und Bürokratie verantwortlich gemacht wurde. Gleichsam unter negativen Vorzeichen wurde dadurch die zentrale Rolle der Hohenzollern für die Geschicke des Kaiserreichs noch einmal deutlich. Gleichzeitig büßte die Krone ihre

18 Wilhelm DEIST, Kaiser Wilhelm II. als Oberster Kriegsherr, in RÖHL (wie Anm. 15) S. 25–42.

19 Ebd., S. 40.

20 Fritz FELLNER, Wilhelm II. und das wilhelminische Deutschland im Urteil österreichischer Zeitgenossen, in RÖHL (wie Anm. 15) S. 79–89.

21 Christian SIMON, Kaiser Wilhelm II. und die deutsche Wissenschaft, in RÖHL (wie Anm. 15) S. 91–110.

22 Hartmut POGGE VON STRANDMANN, Der Kaiser und die Industriellen. Vom Primat der Rüstung, in RÖHL (wie Anm. 15) S. 111–129.

23 Ebd., S. 115.

24 Ebd., S. 127.

25 Ebd., S. 117.

26 Marina CATTARUZZA, Das Kaiserbild in der Arbeiterschaft der Werftarbeiter in Hamburg und Stettin, in RÖHL (wie Anm. 15) S. 131–144.

27 Ebd., S. 140.

28 Bernd SÖSEMANN, Der Verfall des Kaisergedankens im Ersten Weltkrieg, in RÖHL (wie Anm. 15) S. 145–170.

Funktion als Hoffnungsträger der Nation ein, eine Aufgabe, die nun auf den Sieger von Tannenberg, Hindenburg, übertragen wurde.

Volker BERGHAHNs scharfsinnig argumentierender Artikel über den Flottenbau lenkt den Blick sodann auf die Außenpolitik des Kaiserreichs²⁹. BERGHAHN faßt noch einmal die Forschungsdiskussion der siebziger Jahre zusammen. Eine Notwendigkeit, deren Resultate einer erneuten Revision zu unterziehen, besteht nach seiner Auffassung nicht. Doch gibt es tatsächlich »keinen Anlaß . . ., die Existenz einer antiparlamentarischen und illiberalen Stabilisierungsstrategie in Frage zu stellen, mit deren Hilfe die preußisch-deutsche Verfassungs- und Gesellschaftsordnung gegen den allseits spürbaren sozialen und ökonomischen Wandel mit seinen politischen Folgeerscheinungen abgeschirmt werden sollte?«³⁰ Folgt man dem Gedankengang BERGHAHNs, für den sich in den Quellen nur wenig Belege finden, so ließ sich die konservative Elite des Kaiserreichs auf eine Strategie ein, die zum einen mit höchsten Risiken behaftet, zum anderen schon nach wenigen Jahren gescheitert war und das Gegenteil des ursprünglich Intendierten bewirkt hatte. War es aus konservativer Sicht denn überhaupt denkbar, unter Umständen gar durch einen Krieg das innenpolitische System stabilisieren zu wollen, wobei konservativen Politikern deutlich sein mußte, daß gerade ein Krieg innenpolitisch systemverändernde Bestrebungen beschleunigen würde? Oder war Tirpitz ein politischer Hasardeur, der außenpolitisch den Krieg und innenpolitisch zugleich die Revolution riskierte? Die von Tirpitz und Bülow eingeleitete Stabilisierungsstrategie, die sich BERGHAHN zufolge gegen den Reichstag und England richtete, war zudem bereits 1902/03 gescheitert, als Großbritannien die Herausforderung annahm, und das Reich in einen kostspieligen Rüstungswettlauf verwickelt wurde. Tirpitz und Bülow sahen sich demzufolge dazu gezwungen, ihre Stabilisierungsstrategie, die nur zu neuen Belastungen und Unsicherheiten geführt hatte, auszuweiten im Kampf gegen die Dynamik des modernen Wettrüstens und der damit verbundenen Finanzprobleme und zuletzt gar »die Stabilisierung der Monarchie gegenüber einem labilen Monarchen«³¹ zu betreiben. Doch kann man noch von einer Stabilisierungsstrategie sprechen, wenn diese sich zuletzt gegen den Monarchen richtete, das Reich also gegen seinen Kaiser stabilisiert werden sollte, und diese gewaltige Aufgabe fast allein auf den Schultern von Tirpitz und Bülow ruhte? Besaß Bülow überhaupt die Statur für eine derartige Anstrengung, während Tirpitz diese zwar besitzen mochte, allerdings als Staatssekretär des Reichsmarineamtes doch kaum in der Lage war, gegen den Monarchen und seit dem Rücktritt Bülows gegen Bethmann Hollweg eine derartig weitreichende Strategie durchzusetzen? Eher zustimmen kann man daher der Auffassung BERGHAHNs, daß die Reichsleitung dazu neigte, über eine »erfolgreiche« Außenpolitik Wahlen und damit die Zusammensetzung des Reichstags zu beeinflussen³². In diesem Zusammenhang wäre es sicherlich einmal interessant, vergleichend danach zu fragen, inwieweit die sogenannten Khaki-Wahlen in Großbritannien im Jahre 1900 dazu dienten, von den inneren Problemen abzulenken und die Wähler hinter der konservativen Regierung zu sammeln.

Sucht man dagegen nach Antworten auf die von BERGHAHN aufgeworfene Frage, warum Berlin gerade Ende der 90er Jahre eine »revolutionäre Außenpolitik«³³ einleitete, so weisen die anregenden Überlegungen von Peter WINZEN zur Genesis von Weltmachtkonzept und Weltpolitik auf die Bedeutung der internationalen Beziehungen hin³⁴. Demnach war die Flotte überwiegend als ein Instrument für die Durchsetzung macht- und handelspolitischer Inter-

29 Volker BERGHAHN, Des Kaisers Flotte und die Revolutionierung des Mächtesystems vor 1914, in RÖHL (wie Anm. 15) S. 173–188.

30 Ebd., S. 185.

31 Ebd., S. 187.

32 Ebd., S. 184.

33 Ebd., S. 179.

34 Peter WINZEN, Zur Genesis von Weltmachtkonzept und Weltpolitik, in Röhl (wie Anm. 15) S. 189–222.

essen konzipiert. Einig waren sich die hinter dem Flottenbau stehenden Kräfte offensichtlich nur in dem Wunsch, Weltpolitik zu betreiben, »Dabei-zu-sein« und die deutsche Gleichrangigkeit einzufordern. In der Praxis bedeutete deutsche Weltpolitik »eigentlich immer mehr Anspruch als Wirklichkeit«³⁵. WINZEN unterscheidet zwischen der Weltpolitik der Jahre 1894 bis 1900 und dem von Bülow und Tirpitz getragenen Weltmachtprogramm, das eindeutig gegen Großbritannien gerichtet gewesen sei und die »Etablierung Deutschlands als europäische und überseeische Hegemonialmacht«³⁶ verfolgt habe. Wilhelm II., so WINZEN, habe diese Politik zwar nach außen mitgetragen, jedoch kaum innerlich akzeptiert oder die letzten Konsequenzen dieser Strategie durchdacht. Für den Kaiser, der sich WINZEN zufolge als »halber Engländer« fühlte³⁷, war die Flotte eher ein Instrument, um die von ihm angestrebte Gleichrangigkeit mit England notfalls zu erzwingen.

Ragnild FIEBIG-VON HASE macht in ihrem Beitrag³⁸ darauf aufmerksam, daß die deutsche Weltpolitik letzten Endes global konzipiert und auch gegen den potentiellen Rivalen USA ausgerichtet gewesen sei. Dem »Faktor Amerika« müsse daher größere Aufmerksamkeit geschenkt werden, vor allem gelte es, die antiamerikanische Komponente der deutschen Politik mehr zu beachten. Die von Wilhelm II. zeitweilig durchaus mit einigem Erfolg betriebene Annäherung an die Vereinigten Staaten sei taktischer Natur gewesen und hätte die tieferliegenden Differenzen nicht überwinden können. Entscheidende Voraussetzung für die »Aktivierung« der antiamerikanischen Stoßrichtung der deutschen Politik, so sieht es offensichtlich auch die Autorin, sei allerdings die Überwindung des deutsch-französischen Antagonismus gewesen. Da diese Konstellation allerdings bis 1914 niemals eintrat, verliert die mitunter herbe Kritik der Verfasserin, Reiner POMMERIN verharmlose in seiner Arbeit über den Kaiser und Amerika³⁹ die Gegensätze im deutsch-amerikanischen Verhältnis⁴⁰, stark an Überzeugungskraft. Von einem »wachsenden Antagonismus«⁴¹ in den beiderseitigen Beziehungen kann man gerade aufgrund der von FIEBIG-VON HASE materialreich vorgetragenen Analyse der deutsch-amerikanischen Beziehungen kaum sprechen. Die von Andreas Hillgruber »vorgenommene Gegenüberstellung kontinentaleuropäisch und weltpolitisch orientierter Phasen der wilhelminischen Außenpolitik« wird dadurch eher bestätigt als daß sie »fragwürdig«⁴² erscheint. Fritz FISCHER schildert in einem glänzend formulierten Beitrag noch einmal die entscheidenden Stationen deutscher Außenpolitik seit 1907⁴³. Der Einfluß des Kaisers, so FISCHER, auf die Gestaltung der deutschen Politik vor 1914 war »gewiß groß«; dennoch war er in der Krisensituation des Juli 1914 eher ein »Unsicherheitsfaktor«, der von anderen »über die Schwelle der letzten Entscheidung«⁴⁴ getragen werden mußte.

Insgesamt vermitteln die Beiträge über die Außenpolitik des Deutschen Reichs vor 1914 den Eindruck, daß die Führungseliten des Kaiserreichs grundsätzlich in dem Streben nach Weltgeltung und Gleichberechtigung, vor allem mit Großbritannien, übereinstimmten und den Bau der »Risikoflotte« als geeignetes Instrument zur Realisierung dieses Zieles ansahen. Übereinstimmende Planungen und Vorstellungen, wie diese Ambitionen zu erreichen waren,

35 Ebd., S. 204.

36 Ebd., S. 189.

37 Ebd., S. 213 f.

38 Ragnild FIEBIG-VON HASE, Die Rolle Kaiser Wilhelms II. in den deutsch-amerikanischen Beziehungen, 1890–1914, in RÖHL (wie Anm. 15) S. 223–257.

39 Reiner POMMERIN, Der Kaiser und Amerika. Die USA in der Politik der Reichsleitung 1890–1917, Köln, Wien 1986.

40 Ebd., S. 225.

41 Ebd., S. 237.

42 Ebd., S. 223.

43 Fritz FISCHER, Kaiser Wilhelm II. und die Gestaltung der deutschen Politik vor 1914, in RÖHL (wie Anm. 15) S. 259–284.

44 Ebd., S. 283.

bestanden wohl nicht. Vor allem war Wilhelm II. ganz offensichtlich nicht in der Lage, den Willen zur Weltmacht durch entsprechende Aktionen umzusetzen, ja realisierte er gar nicht, daß die von ihm betriebene oder gedeckte Außenpolitik das internationale Staatensystem revolutionierte und damit die Gefahr eines allgemeinen europäischen Krieges sich ständig vergrößerte. Wilhelm II. ist daher auch nicht mit Hitler gleichzusetzen, und ungeachtet aller vorhandenen und von der Forschung erarbeiteten Kontinuitäten in der deutschen Außenpolitik ist es nicht angebracht, eine gerade und kontinuierliche Linie von der Außenpolitik des Kaiserreichs zur Eroberungspolitik des »Dritten Reiches« zu ziehen.

Dies gilt in abgewandelter Form auch für das Verhältnis des im holländischen Exil lebenden Monarchen zur nationalsozialistischen Ideologie. Sicherlich teilte Wilhelm II. in einem gewissen Maß den Antikommunismus, Antibolschewismus und Antisemitismus der nationalsozialistischen Bewegung, wie Willibald GUTSCHE betont⁴⁵. Entscheidend, und dies wird von GUTSCHE eher beiläufig erwähnt, für die Beziehungen des Ex-Kaisers zur NSDAP war aber nicht die Affinität zu deren politischen Zielen, sondern die vage Hoffnung, mit Hilfe der Hitler-Partei auf den Thron zurückzukehren. Den Führungsanspruch Hitlers konnte Wilhelm II. gar nicht akzeptieren, da dies sein Selbstverständnis als Monarch von Gottes Gnaden kompromittieren mußte. Dieser Befund leugnet keineswegs eine Mitverantwortung der Hohenzollern für den Untergang der Weimarer Republik, beugt allerdings der möglichen Legendenbildung einer gradlinigen Kontinuität von Wilhelm II. über Hindenburg/Ludendorff zu Hitler vor. GUTSCHEs Beitrag bildet eine Zusammenfassung seiner mit einem großen Hang zum Detail verfaßten Studie über das Leben Wilhelms II. im holländischen Exil⁴⁶, die unter Auswertung zahlreicher neuer Archivalien einen Einblick in das Alltagsleben sowie die politischen Aktivitäten des ehemaligen Kaisers in Doorn ermöglicht. Der Autor schildert den Tagesablauf des Ex-Kaisers, seine zweite Ehe mit Prinzessin Hermine zu Schönau-Carolath, seine wissenschaftlichen Aktivitäten, Vermögensverhältnisse, die ausbleibende »Aufarbeitung« der Vergangenheit und seine vergeblichen Anläufe, durch die Unterstützung monarchistischer Gruppierungen und Parteien wie zunächst der DNVP und schließlich auch der NSDAP seine Rückkehr auf den Thron in die Wege zu leiten. Dies alles vermehrt unser Wissen über die letzten Jahre des Ex-Kaisers, doch gelingt es dem Autor kaum, die Persönlichkeit des Monarchen näher zu ergründen, ja sich der Frage anzunähern, wie sich dieser so geltungsbedürftige und an öffentliche Auftritte gewöhnte Mann mit dem jähen Sturz aus dem Zentrum der Macht ins politische Nichts seines Exils zu arrangieren suchte. GUTSCHE verzichtet offenbar bewußt auf diese Möglichkeit, sich mit der Person Wilhelms II. auf der Ebene des »Verstehens« auseinanderzusetzen.

Mit einem der düstersten Kapitel der deutschen Geschichte und Kulturentwicklung während der Kaiserzeit beschäftigt sich im abschließenden Beitrag des Sammelbandes Hartmut ZELINSKY⁴⁷. Die abstoßenden antisemitischen Äußerungen des Kaisers und die Tatsache, daß Adolf Stoecker, der zum Kampf gegen die Judenherrschaft aufrief, lange Zeit als Hofprediger wirken konnte, bezeugen in bedrückender Weise die bisweilen große Empfänglichkeit des Monarchen für rassistisch eingefärbte christlich-nationale Parolen, welche die Höherwertigkeit der deutsch-germanischen Kultur verkündeten. Der Monarch zeigte zunächst auch ein lebhaftes Interesse an der von Bayreuth ausgehenden Bewegung, wenngleich er nach 1889 nicht mehr an den dortigen Wagner-Festspielen teilgenommen hat. Die von ZELINSKY analysierte »Vernichtungs-Sprache«, welcher sich auch Wilhelm II. mitunter bediente, und

45 Willibald GUTSCHE, Monarchistische Restaurationsstrategie und Faschismus. Zur Rolle Wilhelms II. im Kampf der nationalistischen und revanchistischen Kräfte um die Beseitigung der Weimarer Republik, in RÖHL (wie Anm. 15) S. 287–296.

46 Willibald GUTSCHE, Ein Kaiser im Exil. Der letzte deutsche Kaiser Wilhelm II. in Holland. Eine kritische Biographie, Marburg 1991.

47 Hartmut ZELINSKY, Kaiser Wilhelm II., die Werk-Idee Richard Wagners und der »Weltkampf«, in RÖHL (wie Anm. 15) S. 297–356.

seine Bewunderung für Houston Stewart Chamberlain werfen ohne Zweifel ein beschämendes Licht auf Charakter und intellektuelle Fähigkeiten des letzten Hohenzollern-Kaisers. Dennoch geht die Interpretation ZELINSKYS, Wilhelm II. habe den fanatischen Vernichtungswillen gegen das Judentum mit Adolf Hitler geteilt, entschieden zu weit. So bedrückend und ohne jede Rechtfertigung die antisemitischen Äußerungen Wilhelms II. auch waren, so gilt es doch festzuhalten, daß der Monarch keinerlei Versuche unternahm, den funktionierenden Rechtsstaat des Kaiserreichs, in dem sich auch die jüdische Bevölkerung auf das Recht berufen konnte, in seiner Wirksamkeit zu beeinträchtigen. Daher gibt es zwar Verbindungslinien, aber es führt doch kein gerader Weg zu dem staatlich organisierten Vernichtungsfeldzug des »Dritten Reiches« gegen die Juden und es bedurfte ganz offensichtlich Hitlers, um die verbale »Vernichtungssprache« in die tatsächliche Vernichtung und damit in eine qualitativ andere Kategorie umschlagen zu lassen.

Alles in allem ist festzuhalten, daß die Diskussion über den Ort Wilhelms II. und damit des Kaiserreichs in der deutschen Geschichte auch weiterhin kontrovers geführt werden wird. Wünschenswert wäre es, wenn dies ohne Polemik geschehen und wenn die Erörterung der Kontinuitätslinien vom Kaiserreich über die Weimarer Republik zum »Dritten Reich« ergänzt würde durch den sicherlich gewinnbringenden Vergleich zwischen dem Kaiserreich und den anderen Großmächten im Zeitalter des Imperialismus. Ob Wilhelm II. dabei eher als Integrationsfigur oder als Repräsentant deutscher Instinktlosigkeit und Hybris angesehen werden kann, muß vorerst offen bleiben.